





Igel

Ein Portrait
von
Verena Auffermann

NATURKUNDEN

*Mein erster Dank gilt dem Igel und seinem Überlebensmut, der ihn
Jahrmillionen durchhalten ließ. Ich danke Monica Ehram für ihren
sorgsam bestellten und gehegten Feldberger Garten und meinem
Mann, Johannes Hörning, für seine große begleitende Hilfe während
eines intensiven Igeljahres, das auch das Coronajahr war, abseits
der Städte, in der Uckermark.*

NATURKUNDEN № 76

herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Prolog	7	Nacht und Finsternis	15
Stachel und Kugel	23	Herkunft und Alter	27
Fantasie und Gift	33	Klugheit und Ruhm	41
Augen und Ohren	49	Legenden und Märchen	53
Irrtümer und Fehlschlüsse	65	Traum und	
Wiedergeburt	75	Liebesgabe und Obsession	85
Fortschritt und Gefahr	97	Epilog	103

Portraits

Familien und Unterfamilien	108		
Braunbrustigel	110	Äthiopischer Igel	112
Chinesischer Igel	114	Ratten- oder Haarigel	116
Weißbrustigel	118	Langohrigel	120
Weißbauchigel	122		
Literaturauswahl	124		
Abbildungsverzeichnis	126		



Prolog

»Lieber Igel!«

Als mein Vater ein junger Mann war, schrieb er der Frau, die er wenige Wochen zuvor kennengelernt hatte, einen schüchternen Liebesbrief. Er nannte sie »Lieber Igel!« Ich weiß nicht, wie meine spätere Mutter auf diese ungewöhnliche Liebesbezeugung reagierte. Ich weiß nur, dass sie in ihrem Leben nie wieder so genannt wurde. Jahre danach ging der »Igel« als Spitzname auf mich über. Ein ziemlich anspielungsreicher und bildstarker Name, wie ich schon damals fand. Der eines kleinen, mit 6000 bis 8000 spitzen Stacheln ausgestatteten Insektenfressers, der sich zu einer Kugel zusammenrollen kann und darin mit keinem anderen Tier vergleichbar ist.

Ich erinnere mich an das holzgetäfelte Audienzzimmer, das Schüler nur zu besonderen Anlässen betreten durften, an die Aussicht auf einen mit Weiden umstandenen Teich und an den unglücklichen Gesichtsausdruck meiner Eltern. »Sie ist ein Igel, da ist nichts zu machen!« Ich glaube nicht, dass meine Eltern diese Charakterbeschreibung meiner Schulleiterin Frau F. besonders erfreute, doch mir gefiel das Bild des Igels sofort. Obwohl ich noch nichts von dessen kämpferischer Natur ahnte, empfand ich seit den Sommernächten unter dem Apfelbaum im Garten meiner Kindheit eine große Zuneigung zu diesem Tier.



Robust, expressiv und verletzlich. Auf großen Füßen und geschützt durch lange Krallen geht der Igel im Compendium des Niederländers Hubertus Seba, über die Erde.

Der Igel, erklärte mir kürzlich ein befreundeter Ethnologe, sei mein Totemtier, das mir am Tag meiner Geburt zuge dachte Krafttier, das, wie der Schamanismus erklärt, meine Persönlichkeit spiegelt.

Wir lebten auf einem großen Grundstück am Rand eines Dorfs, umgeben von wuchernden Brombeerhecken, Sträuchern und viel wildem Gestrüpp, also genau da, wo sich Igel wohlfühlen. Eigentlich lag ich in den Abendstunden, genau dann, wenn der Igel sein Nest verlässt, um sich seine Nahrung aus Insekten, Würmern, Schnecken, jungen Maulwürfen und alle Jubeljahre auch mal einer langsamen oder noch jungen Maus zusammenzusuchen, hinter den beiden mein Zimmer verdunkelnden Klapppläden im Bett. Aber an manchen Spätsommerabenden hatte ich Glück. Das waren die Abende, an denen Gäste da waren und niemand bemerkte, dass ich im Nachthemd unter meinem Apfelbaum im Gras, verdeckt von den Büschen, auf den Igel wartete. Ich wusste, dass er da unter einem Laub- oder Reishaufen schlief. Ich musste stillsitzen und hoffen, dass alles ringsum leise genug war, um seine schnaufenden und schnüffelnden Töne hören zu können, das Rascheln, mit dem er sich ankündigte. Meine Eltern hatten mich davor gewarnt, ihn anzufassen, nicht weil seine Stacheln pieken, das hätte mich nicht gestört, sondern weil der Igel eine Arche Noah für Parasiten sei. Außerdem, sagte mein Vater, stinken sie erbärmlich. Ungeziefer und Gestank, mein Igel machte mich neugierig.

Zuerst hörte ich das Rascheln, dann tauchte zwischen den Gräsern und Pflanzen seine schwarz-glänzende Nase auf, und ich sah die Knopfaugen, mit denen er allerdings, wie ich heute

weiß, mich nicht allzu gut hat erkennen können, da Igel keine guten Augen haben, jedoch exzellent riechen und mit ihren blattartig in die Höhe stehenden Ohren noch besser hören können. Ich fand ihn süß, traute mich nicht, ihn anzufassen. Hunderte von Insekten, das hatte ich als Warnung im Ohr, Flöhe, Zecken, Milben würden auf mich überspringen. Als ich viel später las, dass der Igel bei uns zu den beliebtesten Tieren überhaupt gehört, Held unzähliger Kinder-, Märchen- und Fabelbücher und sogar Gegenstand philosophischer Überlegungen ist, war ich stolz auf ›mein‹ Tier und fand den Igel viel geheimnisvoller als die Hunde, Esel und Pfauentauben, mit denen ich aufgewachsen bin. Ein Igel ist nicht einfach da wie ein Hund. Auf einen Igel muss man warten. Er zeigt sich, und er versteckt sich. Ein Igel tut alles nach seinem eigenen Plan, würde es nicht nach Schule klingen, wäre ›Stundenplan‹ genau das richtige Wort.

Es ist die eine spezielle Fähigkeit, die den Igel von anderen Säugetieren unterscheidet: Er kann sich vollständig in sich zurückziehen, sich einigeln, ein biologisches Wunder, eine einzigartige Technik, bei der ein kräftiger Ringmuskel die Rückenhaut anspannt und zu einem Ball formt. Das Einigeln ist die perfekte Metamorphose von einem Tier mit vier Beinen in eine stachelige Kugel. Es war genau dieses Einigeln, das mich in meiner Kindheit besonders faszinierte. Die Technik des Igels, in seiner eigenen Stachelhülle zu verschwinden, ist in seiner Perfektion einzigartig. Einigeln, verschwinden, unangreifbar für die anderen werden, das wollte ich unbedingt lernen, das war mein Traum, erschien mir als die beste Lösung vieler Probleme, und ich versuchte, diese Kunst mit merkwürdigen und

leider erfolglosen Verrenkungen nachzuahmen. Eine Fähigkeit, die der Mensch des 21. Jahrhunderts im übertragenen Sinne zum allgemeinen Trend, dem sogenannten Cocooning stilisiert.

Das Einigeln ist eine uralte menschliche Sehnsucht, ein Verhaltensideal, Sinnbild für das Abkapseln, Abschotten, für Rückzug, Distanz und Rettung. Mit *À rebours* veröffentlichte der französische Schriftsteller Joris-Karl Huysmans im Jahr 1884 den zentralen und auf die Spitze getriebenen Rückzugstext. *Gegen den Strich* erzählt die Geschichte des vermögenden Ästheten Jean Des Esseintes, der sich aus Ekel und Abscheu vor der ihm laut und vulgär erscheinenden Welt in sein Haus zurückzieht. Kein einziger Gegenstand darf sein Auge stören, jedes Detail unterliegt dem Raffinement seines überquellend dekadenten Geschmacks. Des Esseintes duldet keinen Menschen, nur eine Schildkröte in seiner Nähe, deren schmucklosen Panzer er mit kostbarsten Edelsteinen besetzen lässt. Die Schildkröte wird an ihrer fremden Pracht zugrunde gehen und die Seele des menschenverachtenden Ästheten gravierenden Schaden nehmen.

Gegen den Strich ist ein Beispiel für die literarische Dekadenz der Jahrhundertwende. Gut 100 Jahre nach Jean Des Esseintes' missglücktem Rückzug von der Welt erlebte nach den Terroranschlägen auf das World Trade Center am 11.9.2001 der Wunsch nach Rettung durch Isolation seine Renaissance. Der verunsicherte Mensch suchte Abstand, blieb zu Hause in seiner Wohnung, schloss Vorhänge und Türen, igelte sich ein. Das Nadelöhr zur Welt war der Spion in der Wohnungstür, so klein wie die einzige verletzliche Stelle des eingerollten Igels.

Das Wort ›einigeln‹ wurde in unseren Zeiten mit ›cocooning‹ ersetzt, das im Englischen die Verpuppung von Insekten beschreibt. Sich in einen Kokon einzuspinnen, klingt wirkungsvoll gegen die gefährliche Welt, zeitgemäß und zukunftsweisend, doch es offenbarten sich bald viele Probleme und gravierende gesundheitliche Folgen. Die Menschen hatten übertrieben, sie isolierten sich über Monate. Ihnen fehlte ein Plan, wie ihn die Tiere haben. Japanische Ärzte diagnostizierten schon ein paar Jahre vor 9/11 ein neues Krankheitsbild und nannten diese Form außergewöhnlicher Vereinsamung ›Hikikomori‹. Die Koreanerin Han Kang veröffentlichte 2007 einen kurzen Roman über eine *Vegetarierin*, die durch ihren Ernährungswahn in eine radikale Selbstisolation abgleitet. Han Kangs Buch löste heftige Debatten aus. Als im Winter des Jahres 2020 das Coronavirus über die Welt hereinbrach, das zudem aussieht wie eine stachelige Kugel, war das Einigeln die Überlebensmaxime und rangierte an erster Stelle aller ärztlichen und von der Politik formulierten Maßnahmen. Anders als die Igel sind die Menschen soziale Wesen und psychisch nicht in der Lage, wochen- oder gar monatelang abgeschottet und in sich selbst verschlossen zu sein. Was der Igel von Natur aus beherrscht, ist dem Menschen eine Qual.

Der Igel ist der Eremit unter den Säugetieren. Er genügt sich selbst, lebt diszipliniert und hält sich an seine eigenen Regeln. Er unterteilt sein Dasein in Tag- und Nachtleben, in Zeiten der Futtersuche, der Nahrungsaufnahme, des Verdauens und des Intervallschlafs, unterteilt die Monate in Sommer und Winter, in warm und kalt. Dasein bedeutet für den Igel Alleinsein. Er



Ein Igel interessiert sich für sich selbst. Wenn er einen Singvogel entdeckt, denkt er an seinen Appetit und daran, dass er leider viel zu langsam ist, um ihn zu erbeuten.

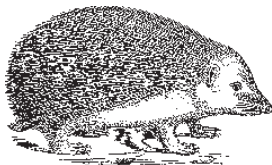
ist der Architekt seines eigenen Ein-Igel-Hauses, das er den Maßen seines Körpers anpasst. Sein Alleinsein wird nur von den Stunden währenden Phasen der Werbung und Begattung unterbrochen. Für das Weibchen beginnt danach die Zeit der Säuglingsaufzucht.

Ein Igel lässt sich nicht vereinnahmen. Für mich ist er unter allen Tieren das rätselhafteste. Der Igel ist zu langsam, um zu fliehen, aber einzigartig in der Kunst des Entziehens. Igelt er

sich ein, ist er physisch immer noch anwesend, doch als stachelige Kugel so gut wie unverwundbar.

Der Igel ist in vielem zugleich auch sein Gegenteil. Er ist abwehrend und anziehend, niedlich und wild. Er hat fast keine Feinde, vermag aber unbeschadet gefährlichste Tiere wie Giftschlange und Skorpion zu töten, zu zermalmen und zu verdauen. Ihm gefällt es, in der Nähe des Menschen zu leben, was jedoch rein praktische Gründe hat. Wir sollten uns in ihm nicht täuschen und uns ein enges, von Treue geprägtes Mensch-Tier-Verhältnis ausdenken. Der Igel schätzt unsere Gesellschaft, wenn sie ihm und seiner Existenz nützt. Ihm gefällt, wenn wir ihm Futter auftischen, das ihm schmeckt und seinem Körper bekommt, wenn wir ihm in einem Schuppen oder unter einer Hecke ein störungsfreies Quartier bereitstellen.

Der Igel ist ein wildes Tier, und doch können wir ihm so nahe kommen wie keinem anderen Urtier. Wer es wagt, sich dem Igel Nase an Nase zu nähern, hat die Chance, ihm in die dunklen Augen zu blicken und vielleicht für den Bruchteil einer Sekunde seine Wildheit und Unabhängigkeit zu erfassen.



Nacht und Finsternis

Der Igel ist kein Himmelstier, er lebt zu ebener Erde. Ihn umgibt nicht das Luftige, Leichte, zu ihm gehören nicht die Wolken, weder die bedrohlich dunklen noch die hellen, wundersam geformten, die sich in Windeseile verändern. Der Igel meidet die Sonne, er ist ein Nachttier. Zu ihm gehören Dunkelheit und Laub, die Erde und die Verstecke in der Natur. Für den Menschen ist das Dunkle die Zeit der Einsamkeit, der Fragen und Ängste. In der Dunkelheit schläft der Mensch und ruht sich vom täglichen Leben aus, der helle Tag ist vergangen, das Unbewusste übernimmt die Regie und antwortet auf das Erlebte mit der oft unerklärlichen Auswahl an schönen und schrecklichen Bildern.

Die Nacht ist des Igels Tag. Am frühen Abend verlässt er seinen Bau, in der Nacht findet er seine Nahrung, in der Nacht sucht der männliche Igel nach einem Weibchen, das den Weg mit seinem Duft markiert hat. In der Nacht pflanzen Igel sich fort. Die Nacht ist etwas für Abgehärtete, die Zeit der Diebe und Mörder. Dies ist ein Grund, weshalb viele Igelgeschichten zwischen Fantasie, Freude, Glück und dem Schrecken über die Geräusche schwanken, die ein Igel in der Dunkelheit so von sich gibt. Zahlreiche Igelerzählungen handeln von aufregenden Nächten im Freien.



Igel sind scheue Tiere. Wie es dem englischen Naturmaler Archibald Thorburn bei seinen Exkursionen in der schottischen Einsamkeit gelungen ist, ihn tagsüber bei einer Käfermahlzeit zu portraituren, kann fast 100 Jahre nach seinem Tod niemand mehr sagen.

Auch ich erinnere mich an ein Igelerlebnis, das Ausmaße eines Schauermärchens annahm. Von furchteinflößenden Geräuschen vor dem Zelt aus dem ersten Schlaf gerissen, von Poltern, Sägen, Fauchen, Schnaufen, Trampeln, Stampfen und Stöhnen, schienen mir Einbrecher, vielleicht auch Mörder das Zelt zu umschleichen. Die Eltern im Wohnwagen hatten erst nach einer Ewigkeit die ängstlichen Rufe gehört, die Umgebung abgesehen und schließlich einen kleinen Igel im Lichtkegel ihrer Taschenlampe ausgemacht, dessen Größe in keinem Verhältnis zu meiner großen Angst stand. Sie lachten. »Nur ein kleiner, süßer Igel!«, riefen sie und frotzelnd »Haltet den Dieb!« und »Dieb ertappt!« Kein Mörder oder Dieb unterwegs auf der Suche nach meinem neuen Fahrtenmesser mit Hirschhorngriff, nur der kleine, nachtaktive Igel auf seiner Jagd nach Insekten, Mäusen, Larven, Schnecken, Regenwürmern, Fröschen, Eidechsen und vielleicht sogar Schlangen.

Bei seinen Mahlzeiten schmatzt der Igel laut, zerkleinert genüsslich mahlend, was der vorfindet oder als Nesträuber erbeutet, meidet, wenn er genügend Auswahl hat, alle Tiere mit Gehäuse oder überhaupt alle sperrigen Beuteteile, die zu fangen ihm zu zeitaufwendig und mühevoll erscheint. Diese Geräusche sind den Tönen der Menschen so ähnlich, dass wir Igel mit Dieben oder mit ungenierten Liebespaaren verwechseln.

Ich wundere mich nicht mehr darüber, dass der populäre Tierforscher des damals noch jungen Fernsehzeitalters, Bernhard Grzimek, Tierarzt und Direktor des Frankfurter Zoos, mit seiner unnachahmlich näselnden Stimme seinem großen Publikum einen Igel präsentierte. Diesen aber nicht als ei-

nes der Demonstrationstiere, die er in jeder Sendung, ob Affe, Schlange oder Gepard mitbrachte, sondern als das Grzimek-Markenzeichen und -Maskottchen schlechthin, aufgestickt auf seine Krawatte, in seine Manschettenknöpfe eingraviert. Seine Igelanhänglichkeit war entstanden, so erzählte er, als er von seinen Mitschülern in Neiße, seiner oberschlesischen Heimatstadt, ›Igel‹ genannt worden war. Mir fallen der »Liebe Igel!« im Brief meines verliebten Vaters und der zukunftsweisende Satz meiner Lehrerin wieder ein.

Der europäische Igel ist ein echter Winterschläfer. Er verschläft die Monate nicht nur, da es ihm zu kalt ist, sondern weil er keine Nahrung findet. Sein Winterschlaf ist kein normaler Schlaf, sondern eine Ruhe aus Vernunft. In seinem meist aus Moos, Laub und Heu zusammengetragenen, kugelförmigen, kompakt und sorgfältig ausgebauten Winterschlafplatz passt er den Kreislauf seines gesamten Organismus an die äußere Umgebung an. Auch wenn ein Igel im Haus der Menschen lebt, weil er der Pflege bedarf, wird er an dieser Gewohnheit festhalten und überall nach passendem Material für ein Winterschlafnest suchen. Ich habe von einem Igel gelesen, der das Nachthemd seiner Betreuerin herbeischleppte, um sein Schlafhaus auszulagern und den Zugang zu verschließen. Im Gegensatz zu dieser eifrigen Schlafvorsorge – nennen wir es ›Schlaraffiavertreten‹ – kommt sein in heißen Gegenden lebender Artgenosse, der Wüstenigel, ganz ohne Winterschlaf aus.

Der Winterschlaf des Igels ist Folge der abnehmenden Umgebungstemperatur und der kürzer werdenden Tage. Sein Sta-

chelfell, so patent es auch ist, wärmt nicht und isoliert schlecht. Daher stellen sich Nervensystem, Hormonhaushalt und Blutkreislauf in engem Zusammenspiel auf die Kälte ein. Er überlebt durch den Abbau seines Körperfetts. Seine Körpertemperatur sackt von etwa 35 Grad bis auf 5 und sogar auf 1 Grad ab. Manchmal schlägt das Igelherz nur noch 8 bis 20 Mal in der Minute und nicht 200 bis 250 Mal wie in den wärmeren Monaten. Es kann sogar vorkommen, dass der Herzschlag in seinem abgemagerten Körper von Oktober/November bis März/April völlig aussetzt. In der Schlafperiode verliert das Tier bis zu 40 Prozent seines Körpergewichts. Für die Jungtiere ist das Überleben des ersten Winters eine große Herausforderung, nur ein Viertel der jungen Igel übersteht ihn. Darwins »Survival of the Fittest« zeigt sich bei den Igeln darin, dass nur die vitalsten ihr robustes und widerstandsfähiges Erbgut weitergeben. Kranke Igel in menschlicher Obhut und Pflege werden oft verhalten-sauffällig, wenn ihnen der Winterschlaf genommen wird. Rastlos rennen sie auf der gleichen Bahn hin und her, hinterlassen sogar Blutspuren, weil sie ihre Haut an den Zehenballen wundgelaufen haben. Sie verweigern die Nahrung und fallen in geheizten Räumen in einen Dämmer-schlaf oder fressen zu viel und verfetten. Wir sollen uns aber den Winterschlaf nicht als Dauerschlafzustand vorstellen, der Igel schläft nicht die ganze Zeit. Er wacht alle ein bis zwei Wochen auf, sucht, soweit möglich, Futter und setzt Kot und Urin ab. Ich habe von einem offenbar aus seinem Winterschlaf kurz erwachten Stadtigel gelesen, der neben einer beschädigten Eierlikörflasche hin und her torkelte. Die herbeigerufene Polizei brachte das betrunkene Tier zur Ausnüchterung in den Erfurter Zoo.

Ungerecht erscheint, dass die Igel Männchen ihren Rückzug ins Winterquartier früher als die Weibchen antreten. Jedoch erwachen die Männchen auch früher aus dem Winterschlaf. Das Weibchen muss nach der Kinderaufzucht erst zu Kräften kommen. Das braucht Geduld und Zeit. Allerdings gereicht sein Verhalten ihr zum Vorteil. Seine Abwesenheit ermöglicht ihr eine ungestörte und vor allem konkurrenzlose Nahrungssuche im Revier.

Für den langen Schlaf sind Igel mit zwei unterschiedlichen Fettsorten gut ausgestattet. Das ›weiße Fett‹ benötigen sie für die Energieversorgung ihres Stoffwechsels und als Isolierschicht. In ihrer Schulterregion, am Hals, Thorax, Bauch und entlang der Wirbelsäule lagert in der Winterschlafdrüse zudem das ›braune Fett‹, das sie für den komplexen Vorgang des Aufwachens vorhalten. In den ersten zehn Winterschlaf Tagen wärmen sich die Igel wie ein Heizkissen auf und verlangen in dieser Zeit von ihrem Energiehaushalt Höchstleistungen.

Die heute in der Atmosphäre rapide ansteigende CO₂-Konzentration und der dadurch bedingte Klimawandel bringt den Lebensrhythmus des Igels gefährlich durcheinander. Getäuscht von den unverhältnismäßig milden Temperaturen der heute meist frost- und schneefreien Winter verlässt der Igel sein Winterquartier häufig schon im Februar, mindestens vier bis sechs Wochen vor dem in seinem biologischen Zeitplan vorgesehenen Termin. Blinzelnd tappt er im Licht der warmen Winterwelt, nachdem er, abgesehen von den kurzen Unterbrechungen, Monate in Dunkelheit zugebracht hat. Sein abgemagerter Körper ist geschwächt, und seine Geschlechtsorgane haben sich durch